

Hans J. Roth

Chinajahre

agenda

Hans J. Roth

Chinajahre

Chinesische Entwicklung und
persönliche Erfahrungen



agenda Verlag
Münster
2021

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2021 agenda Verlag GmbH & Co. KG
Drubbel 4, D-48143 Münster
Tel. +49-(0)251-799610
info@agenda.de, www.agenda.de

Druck und Bindung: TOTEM, Inowroclaw, Polen

ISBN 978-3-89688-703-0

Chieko, Julia und Thomas gewidmet

Inhalt

<i>Vorwort</i>	9
<i>Einführende Bemerkungen</i>	15

Teil I

Beijing

<i>Studienabschluss in Genf und Reise nach China</i>	27
<i>Leben am Spracheninstitut und an der Universität</i>	35
<i>Essen in Restaurants</i>	64
<i>Aufenthalt und Beziehung zu chinesischen Personen</i>	88
<i>Beijing, nähere und weitere Umgebung</i>	109
<i>Wirtschaft und erste freie Märkte</i>	132
<i>Das Beijing der neunziger Jahre</i>	153

Teil II

Reisen in China

<i>Aufstieg zum Taishan</i>	167
<i>Durch die drei Schluchten des Jangtsekiang</i>	172
<i>Fahrt auf dem Kaiserkanal von Suzhou nach Wuxi</i>	181
<i>Shanghai und Guilin</i>	189
<i>Reise in die Innere Mongolei</i>	198
<i>Winterreise in die Mandschurei</i>	207
<i>Fahrt nach Huangshan und Jindezhen</i>	217
<i>Jiuhuashan</i>	226
<i>Autoreisen in den neunziger Jahren</i>	234
<i>Reise nach Qufu und Qingdao</i>	237
<i>Kaifeng, Luoyang, Taiyuan, Pingyao und Wutai Shan</i>	243
<i>Die Wasserdörfer von Shanghai und Jiangsu</i>	248
<i>Rückkehr in die Schweiz</i>	253

Vorwort

Dieses Buch ist in manchen Zwischenstunden über die letzten Jahre entstanden und hat mir immer wieder geholfen, an anderen Texten vorwärts zu kommen, wenn ich aus irgendeinem Grunde nicht mehr weiterwusste. In meinen verschiedenen Chinaaufenthalten haben sich die ersten Eindrücke des Studienaufenthaltes in Beijing von 1978 bis 1980 weiterentwickelt und verändert. Spätere Erfahrungen haben sie entweder aufgehoben oder bestätigt. Die Kapitel und die Art, wie sie geschrieben sind, vermitteln einen ungefilterten Eindruck einer Chinaerfahrung, die bis heute anhält. Die Seiten mögen einen Rückblick auf eine Zeit geben, die in Vielem überholt scheint. In mancher Hinsicht ist sie dies tatsächlich auch. Aber in vielen Bereichen von menschlichem Handeln verändern sich die Formen einer Tätigkeit weit schneller als ihre Inhalte. In den vorliegenden Schilderungen dürfte gerade diese Wahrheit immer wieder durchschimmern. Ich hoffe deshalb, dass der Band die Verbindungen des heutigen zum gestrigen China aufzeigt und erlaubt, die Moderne in ihren schillernden Facetten auf einem etwas weiter gespannten historischen Rahmen zu sehen.

Vom Chinabild des Spätbarocks mit seiner Anbetung eines fernen Landes, das von vielen westlichen Intellektuellen der Zeit als Ideal für die Zustände in Europa dargestellt worden war, ist in heutigen Chinaschilderungen wenig übriggeblieben. Letzte Reste dieser idealistischen, ja fast idyllischen Vorstellungen waren in der Zeit der Kulturrevolution noch auf Seiten der europäischen Linken und ihren Ideen einer sich selbst erneuernden Revolution zu finden, doch auch sie konnten die Verfehlungen der chinesischen Kampagnen schließlich nicht mehr übersehen. Der Verlust dieser idealisierten Bilder ist kaum zu bedauern, denn in Illusionen zu leben war damals nicht angeraten und ist es heute noch viel weniger. Andererseits scheinen gerade die westlichen Medien in ihrer Wahrnehmung gekippt

zu sein, sie nehmen fast nur noch negative Haltungen ein. Nichts scheint am Land mehr recht zu sein, begonnen natürlich bei der Kommunistischen Partei der Volksrepublik China, die dem Sieg des Liberalismus immer noch entgegenstehe, bis hin zur staatsgelenkten Wirtschaft und zur nahezu absoluten Kontrolle des Internets.

Dass diese Töne gerade aus der angloamerikanischen Ecke mit ihrem Fairplay am Lautesten ertönen, erstaunt nicht wirklich, lässt sich doch die fraglose Überzeugung der eigenen Haltung, an der sich die englischen Pilgerväter in der alten Heimat gestört hatten, leicht auch in der Neuen Welt verfolgen. Die wachsende Konkurrenz im weltwirtschaftlichen und weltpolitischen Bereich tut ihr Übriges, um die Situation weiter aufzuheizen. Doch in den USA ist man mit den Rechten immer anders umgegangen. Menschenrechte sind für die anderen da, in den Vereinigten Staaten selbst ging und geht man „freier“ damit um.

Das tönt nun alles so, als wäre ich das, was die Chinesen von Ausländern sagen, die Chinesisch sprechen – ein „Freund von China“. Das mag sogar sein, basiert die chinesische Aussage doch ganz einfach darauf, dass man eine Fremdsprache nur gut lernt, wenn man eine positive Haltung zum entsprechenden Land hat. Diese Haltung habe ich heute noch, sonst wäre ich diese vielen Jahre nicht im Land geblieben. Ich habe jedoch zu lange in China gelebt, um nicht auch die dunklen Seiten der Gesellschaft kennengelernt zu haben. Ich stelle sie in diesen Schilderungen nicht in den Vordergrund, auch wenn sie in der einen oder anderen Beschreibung durchschimmern werden. Ich möchte China aber auch nicht verteidigen. Es gibt durchaus Bereiche, in denen ich mir als *advocatus diaboli* vorkäme, wenn ich dies täte. Dies trifft übrigens auch für meine eigene Gesellschaft zu. Ich hatte mit meiner kritischen Haltung auch zu Hause oft Probleme. Im Falle Chinas ist jedoch der Chinamode des Spätbarocks ein Chinabashing der Moderne gefolgt, das dem Land ebenfalls nicht gerecht wird. Der Text versucht deshalb, einen unverkrampften Zugang zu

China zu schaffen, ohne schönfärberisch zu wirken. Es ist durchaus denkbar, dass mein Text in China nicht gern gesehen wird, weil er vor allem die Zustände Ende der siebziger Jahre beschreibt und damit eine Zeit aufgreift, die man in der heutigen Fortschrittseuphorie gerne vergisst. Dass ich zudem gegenüber dem heutigen China und gewissen Entwicklungen des Landes kritischer gegenüberstehe als zur alten Zeit, dürfte die chinesische Akzeptanz des Textes auch nicht unbedingt erhöhen. Es geht mir in diesen kurzen Erzählungen vor allem darum, ein annäherndes und von Eindrücken geprägtes Bild von China zu zeichnen – mit seinen schönen wie auch seinen fragwürdigen Seiten, die gerade auch seit den letzten Monaten und Jahren zu denken geben. Der chinesische Nationalismus ist wie in vielen anderen Ländern nicht mehr nur gesund, er beginnt in eine Überheblichkeit zu kippen, die wegen ihres Schadenpotentials in erster Linie China selbst beschäftigen müsste. Ich hoffe, dass solche grundsätzlichen Strukturen im positiven wie auch im fragwürdigen Sinn durch die Schilderungen im Text erkennbar werden. Manchmal sind sie vielleicht etwas verhüllter, manchmal werden sie relativ leicht sichtbar. Mein Anliegen besteht jedoch nicht darin, das Land zu diffamieren, sondern es in einem anderen, wirklicheren Licht erscheinen zu lassen. Wie gut mir dies gelungen ist, möchte ich dem Leser überlassen.

Ich habe nicht versucht, die Namen meiner schweizerischen oder ausländischen Freunde und Bekannten zu verändern. Ich habe sie aber meist beim Vornamen belassen. Hingegen sind die chinesischen Namen in der Regel verändert, wenn Personen überhaupt namentlich erwähnt werden. Dass kaum Namen da sind, geht schon allein darauf zurück, dass unsere Kontakte mit chinesischen Personen in der Studentenzeit stark eingeschränkt waren. Abgesehen von den Studentinnen und Studenten, mit denen wir täglich zusammentrafen oder mit denen wir zusammenwohnten, war der Kontakt beschränkt und ist es leider wegen meines Berufs als Diplomat auf dem chinesischen Festland auch später geblieben. Natürlich hatten

wir Kontakt, allein schon deshalb, weil wir die Sprache sprachen. Aber unser Ausgangsrayon war Ende der siebziger Jahre noch stark beschränkt und die Bekanntschaften, die wir machten, waren kaum über längere Zeit aufrecht zu erhalten. Wenn dies trotzdem möglich war, dann blieben sie auf oberflächliche Dinge bezogen, beim Coiffeur, mit Angestellten im Universitätsladen oder in Treffen mit unseren chinesischen Studenten und ihren Freunden. Mit ihnen gingen sie etwas weiter, denn viele von uns wohnten mit chinesischen Studenten zusammen. Alles in allem waren Kontakte jedoch relativ stark kontrolliert. Ich hätte sie durchaus mehr forcieren können, doch damit wären meine chinesischen Bekannten mit großer Wahrscheinlichkeit in eine schwierige Lage geraten, wie aus dem einen oder anderen Beispiel im Text ersichtlich wird.

China beschäftigt und wie der Text zeigt, bin ich diesem Einfluss bis heute nicht entronnen. Doch China ist nicht der einzig interessante Fleck auf dieser Erde. Das Land hat mir jedoch die Möglichkeit gegeben, mich mit Gedanken zu verschiedensten Themen auseinanderzusetzen. Vor allem hat es mir geholfen, einen grundsätzlichen Kulturvergleich zu entwickeln, der unter dem Titel „Kultur, Raum und Zeit“ bei Nomos 2013 erschienen und letztes Jahr neu aufgelegt worden ist. Da trockene Theorien nicht jedermanns Sache sind, habe ich versucht, auch in diesen Erlebnistext hie und da Erklärungen einfließen zu lassen. Sie sollen ermöglichen, die Hintergründe der Beobachtungen etwas zu beleuchten und interessierten Leserinnen und Lesern Erklärungsansätze zu vermitteln, die während der nächsten Reise oder dem Chinaaufenthalt von Interesse sein könnten.

Es bleibt mir noch, allen Freunden zu danken, deren eigene Erlebnisse zum Teil in die Berichte eingeflossen sind. Das Buch soll jedoch vor allem eine *laudatio* auf das Personal der damaligen Schweizer Botschaft in Beijing sein, das uns Studenten so hervorragend betreut hatte. In einer Zeit, wo das monatliche Stipendium 100 Renminbi betragen hatte und eine Taxifahrt zur Botschaft 25 Renminbi kostete,

unterstützten sie uns in verschiedener Hinsicht ganz entscheidend. So fanden hie und da ein Fondue, eine Flasche Weiß- oder Rotwein oder ein Glas Nescafé den Weg in unsere Studentenzimmer und oft steckte uns der damalige Botschafter nach einem Anlass noch das Taxigeld zu. Wenn immer wir in der Stadt waren, wurden wir auch zu einem Mittagessen eingeladen, das man sonst in der Stadt nirgends erhielt. So kamen wir uns denn nicht selten wie Robinson Crusoes vor, die wieder etwas vom alten Schiffswrack am Strand gefunden hatten und mit nach Hause nahmen. Für diese Unterstützung möchte ich mich mit dem Buch auch im Namen aller ehemaligen schweizerischen Mitstudentinnen und -studenten bei den damaligen Botschaftsangehörigen ganz herzlich bedanken.

Mein besonderer Dank geht an Erwin und Jolanda Schurtenberger. Er hatte zu jener Zeit die Wirtschaftsabteilung der Botschaft in Beijing geleitet und wurde später auch mein Chef in Beijing. Ich habe ihm viele der „nichtrationalen“ Einsichten in das Land zu verdanken. Im Beijing der siebziger Jahre ist so eine Freundschaft zwischen Ehepaaren entstanden, die den Herausforderungen von Zeit und Arbeit standgehalten hat und für die ich sehr dankbar bin.

Gewidmet sei der Band meiner ersten Frau Chieko, die ich als Dahan in China während der Studienzeit kennengelernt hatte, und unseren beiden Kindern Julia und Thomas. Sie haben ihre eigenen Chinaerfahrungen gemacht und vieles im Text wird ihnen bekannt vorkommen. Das Buch soll deshalb auch ein herzlicher Dank an sie sein. Die Jahre im Reich der Mitte waren für alle von uns nicht immer einfach, auch wenn sie uns viel gebracht haben. Manches haben sie uns auch genommen.

Erwähnen und danken möchte ich hier auch gerne dem Verlagsleiter Herrn Schneeberger vom agenda Verlag und seinem Team. Sie sind meinem Manuskript von Anfang an mit großem Interesse entgegengekommen und haben etliche Hürden aus dem Weg geschafft, die

sich heute einem Autor bei der Publikation seines Textes entgegenstellen. Ohne dieses Interesse und ihre entscheidende Unterstützung hätte das Manuskript nicht veröffentlicht werden können.

Guangzhou, Bangkok und Yangon, Sommer 2013 bis Herbst 2020

Hans J. Roth

Einführende Bemerkungen

Ich verstehe diese Seiten nicht als „mein Chinabuch“ und schon gar nicht als meine Chinamemoiren. Nirgends habe ich besser gelernt als in China, dass Geschichte manchmal besser Geschichte bleibt. Sie sollte zwar nicht vergessen werden, aber das Leben geht weiter. Wenn man sich jedoch ernsthaft mit der chinesischen Sprache zu beschäftigen beginnt, dann wird daraus ein lebenslanges Unterfangen. Neue Begegnungen mit China liegen denn auch noch in der Zukunft. Der Text soll deshalb ganz einfach eine Sammlung von Eindrücken sein, die ich gerne etwas ordnen und gleichzeitig auch einem breiteren Publikum weitergeben möchte. Ich werde mich jetzt nach meiner Pensionierung nochmals hinter die Sprache setzen müssen, wenn ich weiter beruflich mit China zu tun haben möchte. Wörter wie „Kreditkarte“ haben zu meiner Studienzeit noch gar nicht existiert, und natürlich auch nicht der Geist, der hinter den Plastikkarten steht. Ich benutze den Plural hier nicht deshalb, weil es heute so viele verschiedene Karten gibt, sondern weil junge urbane Chinesinnen und Chinesen nicht nur eine, sondern mehrere Kreditkarten haben, um sich beim Konsum weniger einschränken zu müssen. Am besten kann man den Geist des Wortes „Kreditkarte“ für den chinesischen Konsumenten wohl wiedergeben, wenn man weiß, dass der thailändische Gruß *sawatdii ka* im Umgangschinesischen zu *shua ka*, die Kreditkarte brauchen, umgewandelt worden ist. Nichts dürfte den Shoppingtourismus der chinesischen Massen weltweit besser unterstreichen als diese Verhunzung des thailändischen Grußes. Die neue chinesische Wirklichkeit gilt denn auch nicht nur für Chinas Touristen in Thailand, sie gilt für chinesische Touristen weltweit - und den chinesischen Konsumenten allgemein.

Es gibt heute einige Bücher über China, gerade auch Erzählungen, die das China der siebziger Jahre und die damals verbrachte Studienzeit beschreiben. Trotzdem möchte ich den Versuch wagen, auch vor

einer deutschsprachigen Leserschaft jene Momente, die in vielerlei Hinsicht später weltpolitisch entscheidend geworden sind, etwas näher zu bringen und die heutigen Entwicklungen in der Volksrepublik China damit verständlicher zu machen. Das China, das ich Ende der siebziger Jahre kennengelernt habe, ist schnell am Verblassen. Die Entwicklungen der letzten vierzig Jahre sind von einer Generation, die heute ins chinesische Berufsleben eintritt, nicht mehr nachvollziehbar. Man merkt dies schnell, wenn man mit jungen Menschen spricht. Manches lebt noch auf, wenn man sich in den großen Städten wie Guangzhou in die Hintergassen der Außenbezirke begibt oder wenn man weiter ins Landesinnere reist. In den Großstädten hingegen hat die globale Moderne Einzug gehalten. Shanghai Pudong oder Guangzhou Tianhe gleichen entsprechenden Orten in Frankfurt oder Houston immer mehr. Wie am Berliner Potsdamer Platz markieren Glas, Beton, Aluminium und Stahl die städtische Umgebung. Sie haben die alten chinesischen Backsteingebäude ersetzt, die man nach dem großen Erdbeben von Tangshan im Jahre 1976 mit einem Betonskelett stabiler zu machen suchte. Vielleicht hätten sie damit einem späteren Erdbeben standgehalten. Doch die Modernisierung haben sie nicht überstanden. Als ich vor ein paar Wochen die Universität Beijing besuchen ging, meine alte Universität, habe ich mein ehemaliges Wohngebäude nicht mehr vorgefunden. Abgerissen, ersetzt, nur gegenüber standen noch einige der alten Gebäude, mit Fahrrädern vor der Eingangstür, welche die frühere Zeit in Erinnerung riefen, aber nicht den Eindruck machten, als würden sie noch oft gebraucht. Dafür ein brandneues Mercedes Coupé in knallrotem Glanzlack vor einem der alten Wohngebäude - mit Sicherheit kein billiges Modell. Auch die Statue des Großen Führers vor der Universitätsbibliothek war dem Wahn der Moderne gewichen. Fast verschämt scheint man sich nun allerdings in der Ära Xi Jinping wieder des großen Befreiers zu erinnern, als der sich Mao Zedong gerne ausgegeben hatte und den man nun mit goldenen Inschriften an einem der neuen Institute wieder ehrt.

Mit einigen Schritten zurück erkenne ich aus der größeren Distanz jedoch viele der Eindrücke wieder, die wir als junge Studenten schon damals gehabt hatten. Wenn jemand von uns Auslandsstudenten beispielsweise nach Hong Kong ausreiste, wurde er mit Sicherheit vom einen oder anderen chinesischen Klassenkollegen angegangen, ihm doch ein Radio aus der Kronkolonie mitzubringen. Der Zugang zur Information war schon damals beschränkt und viele unserer chinesischen Mitstudenten versuchten, dieses Informationshindernis mit Hilfe eines ausländischen Bekannten zu überwinden. Die Situation ist heute nicht so anders. Im Moment, wo ich diese Zeilen (2015) in Guangzhou schreibe, ist der offizielle Zugang zu Google wieder verunmöglicht, G-mail blockiert und die South China Morning Post aus Hong Kong nur in den Titeln lesbar. Wie lange diese Kontrollen noch bestehen werden, ist die Frage, die sofort aufkommt, nicht zuletzt deswegen, weil Informationsmängel auf dem Weltmarkt mehr denn je mit Wettbewerbsnachteilen verbunden sind. Doch in einer Wirtschaft, die in erster Linie den staatsgelenkten Wettbewerb kennt, sind die Regeln anders. Damals wie heute stehen primär politische Fragen im Fokus der Kontrollen, Bedingungen im Wirtschaftsreich werden ihnen untergeordnet.

Mein Asieninteresse geht eigentlich auf meine Mittelschulzeit und mein Interesse an ostasiatischer Kunst zurück. Ich hatte als Gymnasiast mit Tuschmalerei begonnen und dann auch andere Materialien genutzt. Noch heute habe ich das Tonfigürchen eines Chinesen mit Hut und Zopf in der Schweiz auf meinem Kaminsims stehen. Leider weist es einige Schäden auf, da ich es ursprünglich nicht brennen ließ. Am Hut war deshalb schon früh ein Stück weggebrochen. Das brachte mich dazu, das Figürchen nachträglich noch zu brennen. Nun ist es nicht mehr grau, sondern zeigt eine schöne Backsteinfarbe auf. Seither habe ich es überall hin mitgenommen. Es ruft mir in Erinnerung, wie ich mit dem weichen Ton gekämpft hatte, bis ich endlich mit dem Resultat zufrieden war. Vor allem der Haarzopf hatte mir beim Modellieren etliche Mühe bereitet. Das mag denn auch

der Grund dafür sein, dass ich das Figürchen auch heute noch mag. Sonst wäre es wohl irgendwann den vielen beruflichen Umzügen zum Opfer gefallen. So erinnert es mich an die Anfänge eines Interesses, das mich auf dem bisherigen Lebensweg begleitet hat und es wohl auch noch für einige Jahre tun wird. Gleichzeitig steht es auch für die vielen Auseinandersetzungen, denen ein Ausländer mit seiner anderen Kultur vor allem zu Beginn eines Asienaufenthaltes ausgesetzt ist.

Glücklicherweise war es nicht möglich, an der Universität Basel Chinesisch zu studieren. Was hätte ich mit der Sprache allein auch machen sollen? Meine Eltern waren nicht bereit, mir ein Zimmer in Zürich zu bezahlen, wo wir doch in Basel eine Universität haben. Eine Diskussion erübrigte sich damit und ich begann in meiner Heimatstadt mit dem Studium der Geschichte, Anglistik und des Französischen. Doch China ließ mich auch im Fachbereich Geschichte nicht los, die Entwicklungen am anderen Ende der Welt waren auch aus historischer Sicht interessant. Und als ich dann meine Studien an der Universität Genf weiterführte, hatte ich ausgesprochen Glück. Ich ging, um mein Geschichtsstudium mit einem Wirtschaftsstudium zu vervollständigen und gleichzeitig mein Französisch auf ein annehmbares Niveau zu bringen. Ich wollte die zweite Landessprache brauchen können, ohne mich schämen zu müssen. Es war die Zeit, in der die Universität Genf gerade das Fachstudium Sinologie aufbaute und ich entschied mich deshalb, mindestens den Sprachunterricht zu belegen. Doch die chinesische Sprache wurde das Fach, das ich immer wieder weglegen musste, wenn Prüfungen in Volkswirtschaft anstanden. Im Gegensatz zu meiner alten *alma mater* in Basel standen die Prüfungen in Genf immer wieder an und mussten bestanden werden, bevor man mit dem nächsten Semester weitermachen konnte. Doch auch in der wirtschaftlichen Fachrichtung wurde China mit seiner Planwirtschaft für mich immer interessanter und nach Abschluss des Studiums in Genf hatte ich dank meiner Anstrengungen zum Erlernen der chinesischen Sprache zumindest die

Möglichkeit, mich für ein staatliches Austauschstipendium mit der chinesischen Volksrepublik zu bewerben. Ich erhielt es zugesprochen, weil ich gerade nicht Sinologe war und reiste im Herbst 1978 in das Land meiner Pläne.

Wegen meines Abschlussexamens in Genf kam ich drei Monate später in der chinesischen Hauptstadt an, konnte aber trotzdem in eine Klasse einsteigen, die zu Beginn des Herbstes mit der Sprache begonnen hatte. Zumindest diesen Vorteil des späteren Einstiegs hatte mir mein Chinesischunterricht an der Universität Genf verschafft. Ich war für ein Jahr eingeschrieben und hatte vor, mir die Sache erst einmal anzusehen, bevor ich mich für ein mögliches zweites Jahr entscheiden wollte. Der Aufenthalt gefiel mir jedoch gut, sodass ich mich schon anfangs 1979 entschloss, noch ein zweites Jahr in einer regulären Klasse in sozialistischer Wirtschaftstheorie anzuhängen. Nach dem schweizerischen Geschichts- und Volkswirtschaftstudium machte dies Sinn. Ich wollte wissen, um was es denn beim Marxismus-Leninismus tatsächlich ging und wollte meine marktwirtschaftliche Ausbildung noch mit der staatsgeplanten Variante vervollständigen. Länger wollte ich nicht bleiben, ich hatte kaum die Hälfte meiner Dissertation über den agrarhistorischen Hintergrund der EG Landwirtschaftspolitik geschrieben und wollte sie in Rom bei der Ernährungs- und Landwirtschaftsorganisation FAO noch beenden, bevor ich an einen Berufseinstieg dachte.

So verbrachte ich das erste Jahr am Sprachinstitut in Beijing, das damals noch Yuyan Xueyuan hieß und später in Sprachenuniversität umbenannt wurde, und das zweite an der Beida, dem Kürzel für Beijing Daxue, der Universität Beijing, wo ich mich in die Fachrichtung Sozialistische Wirtschaftswissenschaften einschrieb. Während beider Jahre wohnte ich mit chinesischen Mitstudenten zusammen, denen damit die Möglichkeit gegeben wurde, sich mit Auslandstudenten auszutauschen und so ihre Fremdsprachenkenntnisse zu verbessern. Wenn ich das Zimmer allein bewohnt hätte, hätte ich die

Kosten für das zweite Bett übernehmen müssen, was ich mir nicht leisten konnte. Und mit einem Ausländer wollte ich in China nicht zusammenwohnen, ich wollte so viel wie möglich über China erfahren und die Sprache erlernen.

Das erste Jahr war ich mit einem *gongnongbing xuesheng* zusammen, einem Arbeiter-, Bauern-, Soldatenstudenten. Wie seine Kommilitoninnen und Kommilitonen aus diesen drei Kategorien war er aufgrund seiner guten ideologischen Haltung für das Studium ausgewählt worden. Er sollte eigentlich Französisch lernen, hatte aber etliche Mühe damit und wir sprachen bald einmal vor allem Chinesisch zusammen.

Das sollte sich an der Beijinger Eliteuniversität völlig ändern. Mein Zimmerkollege sprach gut Englisch und ich gab ihm und zwei seiner Klassenkollegen zusätzlich noch Deutschunterricht. Die Abmachung war, dass sie mir die Volkswirtschaftsvorlesungen im Zimmer nochmals auf chinesisches vortrugen, sodass ich das Vokabular niederschreiben und Fragen zum Inhalt stellen konnte. Meinerseits bot ich ihnen Deutschstunden an, da sie sich auf ihrer Stufe an der Universität noch nicht für eine zweite Fremdsprache anmelden durften. Fremdsprachen versprachen den Zugang zur Welt, kein Wunder, dass sich viele Studenten eingeschrieben hatten, ohne damals wirklich zu wissen, ob sie jemals würden ins Ausland gehen können. Alle hatten sie den Eindruck, Fremdsprachen seien relativ einfach, da sie von der Vorstellung ausgingen, nur die chinesische Sprache sei schwierig. Viele sollten bald herausfinden, dass Fremdsprachen auch umgekehrt nicht einfacher sind. Doch für die meisten Studentinnen und Studenten, mit denen wir in den siebziger Jahren Kontakt hatten, wurde die Fremdsprache anfangs der achtziger Jahre tatsächlich zur großen Chance für einen Auslandsaufenthalt oder gar für eine Auswanderung. Mehr als die Hälfte meiner Klassenkollegen der Universität Beijing nutzten denn auch diese Chance am Ende ihres Studiums und gingen ins Ausland. Einige von ihnen sind zurückge-

kommen und profitieren vom Aufschwung zu Hause in China, andere sind im Ausland geblieben und haben sich dort niedergelassen.

Aber ich greife vor. Auch für mich hat dieser Chinaaufenthalt viel verändert. Und ich spreche dabei gar nicht so sehr vom Eintritt ins Departement für auswärtige Angelegenheiten, dem schweizerischen Außenministerium, der mit meinem chinesischen Erfahrungshintergrund einfacher wurde, sondern vor allem von den veränderten Sichten, die der Chinaaufenthalt mit sich brachte. Ich wurde mir während meines Chinaaufenthaltes bewusst, wie reich die Schweiz ist. Die Unterschiede in der Infrastruktur fielen mir dabei am meisten auf und ich spürte die sozialen und wirtschaftlichen Sicherheitsnetze, die überall aufgespannt waren und es bis heute sind.

Ich begann auch den massiven Mangel an Risikobereitschaft im eigenen Land zu bedauern, das Fehlen von Visionen in einer Gesellschaft, die plant und sich nicht bewegt, wenn die Planungssicherheit nicht gegeben ist. Ich rege mich noch heute über die westliche Unsitte auf, immer wieder gut funktionierende Strukturen zu verändern, ohne den Sachverhalt selbst im Auge zu behalten und daran etwas ändern zu wollen. Strukturveränderungen sind offenbar wichtig, um eine Dynamik vorzutäuschen, die zwar nicht vorhanden ist, die uns aber in einer Zeit der schnellen Veränderungen als wichtig erscheint. Form vor Inhalt. Im Rückblick auf meine Asienjahre muss ich sagen, dass Dynamik sich in schnellen Veränderungen zeigt, die mindestens zu Beginn gar nicht auf Strukturen beruhen. Strukturen werden erst geschaffen, wenn die Resultate nach solchen verlangen. Vorher ist es gerade das Fehlen von Strukturen, das eine Dynamik begünstigt. Wenn sie später nicht folgen, kann dies allenfalls zum Nachteil werden, wie manche Entwicklungen in Asien ebenfalls zeigen. Dynamik hingegen mit Strukturveränderungen erzwingen zu wollen, wird nie möglich sein und zeugt von einer großen westlichen Schwäche.

Ich lese seit meinem Chinaaufenthalt als Student auch unsere eigenen Tageszeitungen anders. Wir sind immer stolz auf unsere freie Presse. Nach zwei Jahren der offiziellen chinesischen Berichterstattung sehe ich heute auch die „offizielle“ Seite hinter der Schweizer Tagespresse und machte nach meiner Rückkehr selbst die Erfahrung, wie die Publikation von einem meiner Texte über „Seilschaften“ an der internen Selbstzensur einer bekannten Tageszeitung scheiterte. Eine kritische Haltung ist in jeder Gesellschaft ein Problem, die Unterschiede sind nur relativ. Obwohl wir in der Schweiz *whistleblower* offiziell unterstützen, sind sie in allen mir bekannten Fällen nachher ebenso offiziell nach Gesetz verurteilt worden, seien es Sozialhelferinnen in Zürich oder Bankangestellte in Basel. Sie hatten die „legalen Kanäle“ für ihr *whistleblowing* nicht genutzt, so die offiziellen Begründungen. Ich habe die Erfahrung mit offiziellen Kanälen in meinem eigenen Außenministerium vor Jahren selbst gemacht. Mein Chef hatte mich gebeten, nach zwei ergebnislos von ihm eingereichten schriftlichen Aufforderungen an die Personalabteilung die Frage der Spesenabrechnungen eines unserer Mitarbeiter mit der Abteilung zu besprechen. Als Folge meiner persönlichen Intervention hat dann die Abteilung meine eigenen Abrechnungen überprüft. So geht das auch in der Schweiz, in der selbstverständlich alles seine Richtigkeit haben muss. Meines Wissens sind die Abrechnungen des Mitarbeiters nie angesehen worden.

Auf der anderen Seite war es vielleicht diese ursprünglich kritische Grundhaltung zu mir selbst, dann aber auch gegenüber meiner Gesellschaft, die mir den Zugang zu dieser völlig anderen Welt erleichtert hat. Ich muss gestehen, dass ich nicht ganz zufällig schon bei den Pfadfindern den Namen „Kritik“ erhalten hatte. Dieses persönliche Merkmal musste meinen Kollegen schon damals aufgefallen sein. Ich bin heute nach fast drei Jahrzehnten im asiatischen Ausland der Meinung, dass Selbstkritik und Kritik an der eigenen Gesellschaft wohl die beste Grundlage für interkulturelle Kompetenz bilden. Wenn wir zu sehr von uns überzeugt sind, ist eine neokoloniale

Haltung schnell wieder erreicht. Die „Anderen“ sind einfach nicht so gut wie wir ... Dabei dürften die Lösungen, die sie für ihre Lebensprobleme gefunden haben, mit Sicherheit nicht schlechter sein als die, die wir für uns und unsere Gesellschaft entwickelt haben, auch wenn sie völlig anders aussehen mögen. Die Anderen sind nicht dümmer als wir.

Teil I

Beijing

Studienabschluss in Genf und Reise nach China

Noch vor Abschluss meiner volkswirtschaftlichen Studien in Genf hatte ich mich entschlossen, in Beijing ein Jahr Chinesisch zu studieren. Der Entscheid trug mir prompt die Bemerkung meiner Mutter ein, nun sei ich völlig übergeschnappt. Meine Eltern hatten schon mein volkswirtschaftliches Zweitstudium an der Universität Genf mit einem großen Fragezeichen versehen, waren aber doch bereit, zumindest einen Teil der Finanzierung zu übernehmen. Für den Rest kam ich selbst auf. Ich hatte mit Müh und Not einen Studienkredit meiner Heimatstadt Basel von fünfhundert Franken pro Monat erhalten. Zusammen mit meinem Nebenverdienst als Reiseleiter beim damaligen Reisebüro Imholz, das sich mit Städtereisen einen Namen gemacht hatte, reichten die Beträge aus, auch wenn ich keine großen Sprünge machen konnte. Ich schätzte vor allem die Arbeit bei Imholz sehr, sie war ein ausgezeichnete Ausgleich zum Studium, da Städtereisen gerade unter älteren Personen beliebt waren und mir viele soziale Kontaktmöglichkeiten boten, die mit den Studienbekanntschaften auf der Universitätsbibliothek so gar nichts gemeinsam hatten. Der einzige Nachteil der Nebenarbeit bestand darin, dass ich nach einer Reisesaison eigentlich gerne noch zwei Wochen Ferien für mich selbst gehabt hätte. Die Ruhe fehlte mir zu Beginn des Studiums. Aber der Semesterbeginn ließ mir auch keine Zeit, allzu viele Gedanken darüber zu verlieren.

Ich hatte auch keine Finanzierung für diese Weiterbildung in Beijing, was die Reaktion meiner Mutter auf meinen Entscheid erklärlicher machte. Ich begleitete deshalb einen Monat vor den Abschlussprüfungen an der Universität Genf noch eine Reisegruppe für drei Wochen in die USA, um mir zumindest das nötige Taschengeld für China zu verdienen. Auf ein großes Stipendium für meinen Chinaaufenthalt konnte ich nicht zählen, denn bei Austauschstipendien erhalten Studentinnen und Studenten meistens die Beträge des Gast-

landes. Für mich waren das 100 Renminbi pro Monat, was soviel wie „Volkswährung“ heißt. 1978 entsprach dieser Betrag noch 100 Schweizerfranken. Heute sind 100 Franken rund 650 Renminbi, was zu der volkswirtschaftlich absurden Situation führt, dass mein damaliges Fahrrad der Marke Fliegende Taube, für das ich als Student über 300 Franken hinblättern musste, heute in Renminbi praktisch dasselbe kostet und damit in Schweizerfranken sechsmal billiger geworden ist. Auf jeden Fall wird aus dem Beispiel deutlich, wie Währungsverhältnisse den Außenhandel beeinflussen. Die chinesischen Studenten bekamen von der Eidgenossenschaft damals pro Monat etwa 1400 Franken. Von diesem Betrag mussten sie bis in die achtziger Jahre hinein die Hälfte auf der chinesischen Botschaft abliefern, was in vielen Kreisen nicht bekannt war.

Die USA Reise hatte wohl auf meinen Universitätsabschluss in Genf keinen großen Einfluss, die völlig ungenügende Note in Ökonometrie hätte ich auch mit weiteren drei Wochen Vorbereitung kaum vermeiden können. Mein Mathematiklehrer am Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Gymnasium in Basel hatte mir schon vom Agronomie- und Forstwirtschaftsstudium an der Eidgenössisch-Technischen Hochschule ETH in Zürich abgeraten, für das ich mich ernsthaft interessiert hatte. Wahrscheinlich wäre er stolz auf mich gewesen, wenn er gewusst hätte, dass ich die Integralrechnung dann wenigstens während des Volkswirtschaftsstudiums an der Genfer Universität zu begreifen begann und es auch in Statistik leidlich über die Runden schaffte. Aber Ökonometrie war ein neuer Stolperstein, der sich auf dem Weg fand und den ich schließlich einfach überschreiten musste, um weiterzukommen. Meine anderen Prüfungsergebnisse halfen, das Problem zu lösen. Die Westküstenreise von Imholz hatte somit keinen negativen Einfluss auf das Abschlussergebnis meines Genfer Studiums.

Warum ich all dies erzähle? Nun, ich sehe seither immer drei Bilder vor mir, wenn ich an meinen Chinaaufenthalt Ende der siebziger

Jahre denke, Bilder, wie sie unterschiedlicher nicht sein könnten. Ich flog Mitte August mit dem Linienflug der American Airlines und einer relativ großen Imholz-Reisegruppe über Los Angeles in die USA ein. Es war ein Uhr morgens, doch unter uns war die pulsierende Stadt taghell erleuchtet. Die Autobahnen glichen Lichtkaskaden, die in ständigem Fluss waren. Eine ausgesprochene Hektik prägte die amerikanische Metropole unter uns noch aus ein paar hundert Metern Höhe und mitten in der Nacht. Es herrschte eine Dynamik, die sich am Schalter der Einwanderungskontrolle fortsetzte. Unser Flug war nur einer von vielen, die gerade angekommen waren. Peinlichst genau sah der Beamte die Pässe durch, wir brauchten trotz der späten Ankunft über eine Stunde, bis die ganze Gruppe die Zollformalitäten hinter sich hatte. Doch schließlich konnten auch wir uns mit unserem Bus in die Lichtkaskaden auf der achtspurigen Autobahn einreihen, um nach Downtown LA zu fahren.

Im Hotel ging die Hektik dann weiter, denn offenbar hatte hinter unserem Hotel kurz vor unserer Ankunft eine Schießerei stattgefunden, deren Urheber die Polizei nun mit Helikoptern und Suchscheinwerfern in den Hinterhöfen zu finden hoffte. Welcome to LA, sagte ich mir und dachte an meine erste Nacht als Reiseleiter in einem New Yorker Hotel, das ich ein Jahr zuvor besucht hatte. Nach einem überaus herzlichen Empfang an der Hotelrezeption ging ich auf mein Zimmer. Wie immer schaute ich nach dem Betreten aus dem Fenster, um die Umgebung etwas anzusehen und stellte dabei fest, dass eine der Fensterscheiben ein Schussloch aufwies. Die Feststellung warf natürlich Fragen auf und ich hatte die verschiedensten Szenarien vor Augen, was hier wohl geschehen sein mochte. In Los Angeles war mein Vorstellungsvermögen nicht gefordert, hier fand das Geschehen direkt vor meinen Augen statt.

Diese Hektik verfolgte mich auch als zweites Bild zwei Monate später, als ich am 22. Oktober 1978 mein Austauschstipendium in Beijing antrat. Die Stipendienbehörde hatte einen Swissair-Flug ge-

bucht, der mich in einer DC 8-62 mit Zwischenlandungen in Athen und Bombay über Hong Kong nach Beijing führte. Auf dem Flug waren fast nur Geschäftsleute und Techniker, 1978 gingen die wenigsten Personen privat ins Reich der Mitte. Nach einer langen Reise flog ich wieder in eine Millionenstadt ein. Es war zwar erst halb neun Uhr abends, doch alles war bereits in eine tiefe Dunkelheit gehüllt, obwohl wir uns ebenfalls nur noch ein paar hundert Meter über Boden befinden mussten. Hin und wieder sah man ein Licht, Straßenlampen mitten auf Kreuzungen, wie ich dann später auf der Fahrt ins Institut feststellen sollte. Alles erinnerte mich an die langen Nachtwachen im Militär irgendwo in den schweizerischen Voralpen, wenn die Stalllaterne eines Bauernhofes über Nacht angezündet blieb, während alles andere in tiefe Dunkelheit gehüllt war. Auch hier war nichts zu erkennen, das Land unter uns war stockfinster. Die Frage, die ich seit jenem denkwürdigen Auftritt als Kandidat für ein chinesisches Austauschstipendium an der Universität Zürich hatte und die mir seit meiner Annahme durch das Auswahlgremium unter den Fingernägeln brannte, wie denn dieses Austauschjahr werden würde, diese Frage begann sich nun zu verdichten. Ich dachte an meine Mutter, die mich der Verrücktheit bezichtigt hatte und wunderte mich immer mehr, wo ich nun tatsächlich landen würde – und landen durchaus auch im wörtlichen Sinn. Alles blieb verborgen. Die Frage bekam auf einmal eine andere Bedeutung. Unruhe mischte sich in meine Erwartung. Und immer noch war nichts zu sehen, obwohl wir uns dem Boden schnell näherten. Plötzlich dann doch die ersten Lampen, die Beleuchtung des Rollfeldes und das Auftreffen der Räder auf der Piste. Ich war angekommen. Es war der 23. Oktober 1978, abends kurz vor neun Uhr.

Der Flughafen war eher ein Flugfeld, wie ich es aus den sechziger Jahren noch von meinem Heimatflughafen Basel in Erinnerung hatte. Wir stiegen über die Treppe zum Tarmac hinunter und gingen zu Fuß zum Ankunftsgebäude. Es war ein älteres, kleines Haus aus rotem Backstein, in dem auch die Zollkontrolle stattfand. Sie nahm